Sonntags-Blatt

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herold“.

J. P. Windolph, Herausgeber. | Grand Island, Nebr., den 10. Oktober 1902 | Jahrgang 23 No. 6.

Mutterstärke.

Erzählung von E. Bely.

Dicke Strohlagen sind in dem inneren Schloßhof aufgeschichtet; jeden Schritt sollen sie dämpfen. Ein ganz feiner Aprilregen rieselt darauf hernieder.

Kein Geräusch als der Tropfen aus den wunderlichen Wasserspeiern. Es ist, als hielten sie den Athem an, die schwarzgekleideten Männer und Frauen, die sich hinter der Thorhalle sammeln. Sie haben zu sprechen aufgehört, als sie sich in Gruppen dem Thor nähern. Beamte mit ihren Gattinnen, Honoratioren aus dem Städtchen, die zu Hof kommen. Sie sehen sich an, alle verständnißvoll; bekümmerte Blicke und traurige Mienen begegnen sich. Weiter ab stehen auf dem freien Platz Dienstmädchen, Kinder, kleine Bürgersleute, des Regengeriesels nicht achtend, viele mit bloßen Köpfen.

Geräuschlos, todtenstill ist es in den Gängen des Schlosses. Hie und da taucht ein Diener auf; mit den Filzsohlen an den Schuhen gleitet er lautlos über die Teppiche.

Die Fürstin, schwarzhaarig, schlank und ganz blaß, mit tiefen blauen Ringen unter den großen Augen, steht mit dem Leibarzt und zwei Professoren von der nächsten Universität in dem Feldherrnzimmer.

Die Fürstin trägt ein knapp den Boden berührendes weißes Mullkleid, das am Hals, auf der Brust und an den Aermeln mit Spitzen verziert ist. Keinerlei Schmuck.

Ihre Altstimme fragte halblaut: „Sie sind zufrieden? Sie sagen die Wahrheit, meine Herren? — Sie müssen sie mir sagen, die volle Wahrheit!“ Mit einem Zusammendrücken der schlanken Hände: „Wie vorgestern! Von drüben!“ Und über die beiden Grauköpfe und über den blonden jüngeren Mann gleitet ihr ängstlicher, forschender Blick.

Eine Verbeugung.

„Wenn keinerlei Aufregung —“

„Dafür steh ich!“

„Keine Komplikation —“

„So hoffen wir!“ — schließt der Dritte.

Ein langer, schwerer Athemzug.

„Aber Durchlaucht selbst sollten—“

„Gerade jetzt —“

„Gerade jetzt,“ wiederholt sie, und ihre Augen richten sich nach dem Fenster — „bin ich — stärker wie je. Vertrauen Sie mir, meine Herren! Lassen Sie mich wieder zu ihm —“ Und sich aufrichtend: „Denn ich will es, muß es! Also lassen Sie mich!“

„Gerade jetzt! Zehn Minuten — eh —“ Die schlanke Frau bricht wieder ab. Ihre Bewegungen bleiben gemessen, vornehm. „Unser guter Superintendent, meine Brüder und Schwäger wollten mich vorher noch sprechen. Ich habe es abgeschlagen. Ich will sie nicht in Gefahr bringen. Ich könnte auch nicht einmal ihre Theilnahme —“ Da bricht sie ab und neigt grüßend, entlassend den Kopf — „Er darf nichts argwöhnen.“ Und plötzlich ist der kummervolle Ausdruck aus ihren Mienen fort, wie ein Lächeln legt es sich um ihren Mund.

Sie geht durch das Zimmer, ganz aufgerichtet, dann durch noch eins, hebt den Vorhang, der die Thür bekleidet, und tritt ins Krankengemach. Als sie dem Bett nahe ist, kommt der Sonnenschein und übergießt sie mit vollen Strahlen.

„Blanda!“

Sie lächelt nun wirklich und legt den Finger auf den Mund. „Du nicht, — ich will dir erzählen —“ und in den Sessel sinkend, der jenseits des Fußendes des Bettes steht, und der Schwester, die sich drüben erhoben, und dem Kammerdiener ein Zeichen machend, daß sie ihre Plätze wieder einnehmen sollen, fährt sie in leichtem Ton fort: „Ganz zufrieden, die gestrengen Herren! Aeußerst zufrieden, mein Herr Gemahl. Ich habe einen Kampf mit ihnen bestanden — da drüben, weißt du, in dem Feldherrnzimmer. Sie wollten mich schon diese Nacht von der hübschen Chaiselongue verbannen — aus deiner Nähe. Habe opponirt —“

Der kranke, blasse Mann versucht auch ein Lächeln. „Blanda — gute;“

„Rekonvalescenz — aber Geduld haben!“ mahnt die Fürstin.

„Und unser Liebling?“

Sie nickt. „Ja, ja —“

„Unser Hugdietrich?“

„Hat's gut, Otto — gut!“ Sie lächelte wieder.

„Aber — er wird dich entbehren—“

„Er — entbehrt mich nicht!“

„Der arme Junge — doch, doch! Du fahst ihn nun schon — wie lange nicht?“

„St!“

„Man bringt dir immer Nachricht?“

„Ja, Otto! Aber, du sprichst zu viel!“

Ein eigensinniger Zug kommt in das Gesicht des Liegenden.

„Wenn ich doch besser bin?“ und nach kurzem Luftringen: „Wenn keine Ansteckungsgefahr mehr ist —“

Geduldig und sanft spricht sie zu ihm herüber: „Man muß vorsichtig sein!“

Eine Pause.

„Blanda, wenigstens von weitem könntest du ihn noch sehen — von einem Balkon aus —“

Sie nickt.

„Und ihm zurufen!“

Wieder nickt sie.

„Und mir dann von ihm erzählen! Ja?“

„Ja!“

Mit nervöser Hast: „Gleich! — Geh gleich, bitte!“

„Gleich!“

„Und ruf ihm einen Gruß vom Vater hinüber!“

Sie steht auf, ganz gehorsam. Die Füße scheinen sie nicht vom Fleck tragen zu wollen.

„So — verlier doch keine Zeit, Blanda!“ bittet der Liegende, wie ein ungeduldiges Kind.

„Nein, Geliebter, nein!“ sagt sie. Wie eine Steingestalt steht sie da.

„Ich möchte auch in die schöne Sonne hinaus!“ sagt der Kranke.

Mit abgewandtem Gesicht geht sie nu endlich. Im Nebenzimmer ist auch eine Uhr, nach der sie hinsieht. „Noch drei Minuten — dann! Man ist pünktlich hier!“

Mit dem Tuch wischt sie den kalten Schweiß von der Stirn. Ihr Athem kommt stoßweise. Und die Stimme erstickt ihr.

Dann hinaus in die berühmte Marmorvorhalle mit der riesigen Treppe.

Eine Sekunde lang sieht sie sich wie damals in rosenrothem Kleid, den geliebten Mann neben sich, beide der Mittelpunkt festlicher Freude. Und noch ein paar Sekunden — da bewegt es sich über den Schloßhof, vom Prinzenflügel her, lautlos über die gelbe, feuchte Strohschicht.

„Jetzt! Jetzt!“ stöhnte sie leise.

Es blitzt hell auf in der Sonne, das Kreuz, das der Schloßkantor voranträgt, dann die sechs Schloßsoldaten. Nun der Superintendent, den weißen Kopf tief gebeugt. Jedem Schritt sieht man an, wie schwer ihm der Gang wird.

Und sie sieht weiteres, deutlich, ganz deutlich: Fahnen, Kränze — und dazwischen darüber, hoch auf den Schultern von Trägern auf der Bahre, mit rother Sammetdecke umhüllt, den Sarg. Ihres Kindes Sarg! Des einzigen, das sie besessen hat, das sie je besitzen wird. Der Erbe des Landes, das Glück ihres Gatten, der Stolz ihres Herzens! Ihr liebes, liebes Kind, ihr Hugdietrich. Hingerafft von der tückischen Krankheit, der ihr Mann widerstanden hat, von der er genesen soll, der nicht weiß, daß sie von einem Lager zum andern geeilt ist.

Hoch schwebt der Sarg über Fahnen und Häuptern. Uniformen hinter ihm, Brüder, Verwandte. Auch der, dem nun die Fürstenkrone zur Anwartschaft wird, kein Würdiger, Guter. Zu einem der Besten aber hätte sie ihren Hugdietrich erzogen, als solcher gab er sich.

Und nun liegt er in dem Schrein, den sie jetzt durch die Thorhalle tragen, lautlos, ohne Glockenklang. Dem sie nicht folgen darf, damit der Vater nichts ahnt. Sie muß sich stark machen. Es ist ihre Pflicht.

Sich stark machen! Fester die Finger um die Stäbe, härter die Knie auf den Boden gedrückt! Schwarze Männer und Frauen unter dem Thorbogen, weiße Taschentücher; Schulkinder zwei und zwei. Jugend und Frische! Und ihr theurer Knabe — vor drei Tagen noch frisch — nun stumm! stumm!

Sie weinen um ihren Jungen im Städtchen, wo sie den traurigen Zug sehen.

Sie dürfen weinen!

Ihr Auge muß trocken bleiben! O Qual! Qual!

Nun steigt der Zug den Weg hinan.

Tief, ganz tief neigt sie den Kopf. An der Marmorschwelle ihn zerschellen zu dürfen — Nein! Nein! Der da drinnen! Und Minuten um Minuten, immer das gleiche Bild.

Die großen Thüren des grauen Klosterbaues stehen offen.

„Jetzt! Jetzt!“

Nun ist das Roth fort, ist nur noch schwarzes Menschengewühl! Sie läßt los, tastet mit den Händen in der Luft, faßt dann nach dem Spitzengewirr, das über sie fällt, und zerreißt es. Wie die weißen Fetzen am Boden liegen, starrt sie darauf nieder, wischt über die Lippen, ein blutiger Tropfen bleibt an den Fingerspitzen zurück. Hastig tilgt sie ihn mit dem Tuch, schließt, sich erhebend, die Augen eine Sekunde und meidet, als sie sie wieder öffnet, die glänzende Spiegelscheibe.

Nichts, als das leise Knistern des Regens auf dem Stroh im Schloßhof. Niemand hat sie hier gesehen — allein hat sie's durchgekämpft.

Aufrecht, nur aufrecht!

Und so geht sie den Weg zurück durch Korridore und Räume und tritt in das Krankenzimmer.

Der Fürst hat geschlummert; die Lider sind noch geschlossen. Sie setzt sich auf ihren Platz. Da macht er eine Bewegung. „Du bist da? Ich fühle es! Sahst unsern Jungen?“ Und ehe sie antworten kann, ehe die gräßliche Starrheit sie verläßt: „Ist er geduldig? Hat er Freunde bei sich? Du hast doch dafür gesorgt, daß er nicht allein ist? Hast ihm gesagt, wie wir uns nach ihm sehnen? Allein mag er ja nicht sein! Wenn ich ihn erst wieder haben darf, laß ich ihn gar nicht von mir!“

Sie kann nicht zurückbleiben, sie stürzt heran, die Hände nach ihm ausstreckend. Und wie sie seine beiden Hände hält und er in ihr Gesicht blicken will: „Es geht ihm gut? Sag's doch!“ beugt sie sich herab und thut, was streng verboten ist, sie küßt ihn, mehrmals, und dann flüstert sie: „Gut! Er grüßt — er schickt das — das!“ Und legt den Kopf auf die Kissen, ihren wilden Schmerzensschrei zu ersticken. Die Finger des Kranken tasten nach ihrem Haar. „Bald haben wir uns alle wieder, bald!“

Mahnend tritt die Schwester heran. „Durchlaucht!“

Sie läßt sich willenlos nach dem Sessel hinführen, und Fürst Otto lächelt zufrieden und schläft wieder ein.

* * *

Das Stroh bleibt liegen, die Sonne hat es getrocknet.

Im Bett aufrechtsitzend, fragt der Fürst den Leibarzt: „Kommt denn die Fürstin heute wieder nicht? Ich meine, es ist schon der dritte Tag?“

„Durchlaucht, die Frau Fürstin bedarf der Ruhe — ernstlich. Die anstrengende Pflege!“

„Will mich ja auch bescheiden. Es ist nun bald alles besser. Darf sie denn jetzt zum Prinzen?“

„Sie ist bereits bei ihm, Durchlaucht.“

„Gut! — Der kleine Kerl! Den hat sie genug entbehren müssen! Gut! gut!“

Der Kammerdiener schlüpft hinter dem Arzt her durch die lautlos sich drehende Thür.

Die Thränen rollen über das faltige Gesicht. „Unser Prinz! Unsere Fürstin! Und wenn's Durchlaucht nun endlich doch erfahren muß?“

Keine Antwort. Der Arzt zieht langsam an seinen Handschuhen. „Erst nach der Beisetzung. Das wird der schwerste Gang! Solch einen habe ich noch nicht gemacht. Hm! ja!“ und mit Zorn: „Daß sie auch noch gepackt werden mußte von der Würgerin. So tapfer, so tapfer! Das war eine Frau!“

Und der Kammerdiener schlägt gegen seine Brust. „Weit und breit keine, wie die! Nicht in der Familie — und wo anders auch nicht!“ Dann ein tiefer Seufzer.

„Ja, ja!“

„Unsereins sieht viel! Sein guter Engel war sie!“

Der eine blickt durch die Fenster in den Schloßhof nach den steinernen Rittern und der andere auf das Muster des Teppichs.

„Un' wenn sein Jähzorn, was 'n Erbtheil vom Hochseligen war, kommen wollte, brauchte sie 'n nur anzuseh'n! Prinz Waldemar, an den die Herrschaft käme, der fürchtete sich ordentlich vor ihr. Dem sah sie so mit ihrem Blick auf den Grund der schwarzen Seele. Herr Medizinalrath, an Prinz Waldemar darf's noch nich' kommen. 'Ne Sünde wär's.“

Der Arzt sieht den alten, treuen Diener an. Dann legt er ihm die Hand auf die Schulter. „Das hat sie selbst noch bedacht. Mit letzter Kraft hat sie's auf einen Zettel für ihn geschrieben, so 'ne Art Testament. Ich habe ihn. „Wieder verheirathen! Kinder! — Hugdietrich und ich —“ zu Ende ist sie nicht damit gekommen.“

Und dann knickt er zusammen und schluchzt und erschrickt selbst über den lauten Ton in den stillen Gängen des alten Fürstenschlosses.

Von einer selbstzündenden Cigarre wird geschrieben: Ein anschlägiger Mann, der sich wahrscheinlich einmal über die fruchtlosen Versuche, seine Cigarre in einer windigen Straße anzuzünden, gar zu sehr geärgert hatte, hat darüber nachgedacht, wie dem wohl zukünftig abzuhelfen wäre, und daraufhin eine eigentartige Erfindung gemacht. Sie besteht in einem kleinen Zünder, der an jeder Cigarre angebracht werden kann und zusammengesetzt ist aus einer Mischung von gestoßenem Glas, chlorsaurem Kali und Gumm Arabicum. Diese Masse wird in ein Zündhütchen eingeschlossen, das auf das Ende der Cigarre aufgesetzt wird. An seiner Spitze befindet sich ein Zünder wie ein Streichholzkopf, der durch Reiben oder Kratzen zur Explosion gebracht werden kann. Das Zündhütchen brennt dann frei aus und kann durch einen Wind von gewöhnlicher Stärke nicht ausgelöscht werden. Die Verbrennung schmilzt das zerstoßene Glas und versetzt die mit der Cigarre in Berührung stehende Kappe in's Glühen. Die Schicht geschmolzenen Glases bildet eine luftdichte Wand zwischen Cigarre und Zündmasse und verhindert so, daß etwas von den Gasen der letzteren in den Tabak geräth und ihm so einen unangenehmen Geschmack verleiht.

Seine Schwester.

Humoreske von Albert Walden.

Von Zeit zu Zeit ein leichtes Rauchwölkchen von seiner Cigarre in die Luft blasend, ließ der junge Mann sein Fahrrad auf der weißschimmernden Straße in gemächlichem Tempo dahinrollen — vorüber an den Gärten und Villen, die sich draußen an der Grenze der Großstadt in langer Zeile abwechselnd aneinander reihten.

Eben war er eine kleine Strecke an einer fast zwei Meter hohen Gartenmauer vorbeigefahren, da rief ihm von der Höhe derselben eine helle Mädchenstimme den Radfahrergruß zu: „All Heil! All Heil!“

Jählings richtete der junge Mann den Blick empor. Aber er konnte nur noch gewahr werden, wie sich ein blonder Mädchenkopf eilig hinter der Mauer zurückzog.

Im Nu war er vom Rade herunter, schob es einige Schritte weiter zurück und näher an die Mauer heran. Dann begann er, eine Weile hindurch die Signalglocke spielen zu lassen, indem er allmählich ihren Schall abdämpfte — just als setzte er seinen Weg fort.

Was er erwartet hatte, das traf ein. Ueber der Mauerhöhe ward ein blondes, leichtgewelltes Haar sichtbar; dann hob sich vorläufig der ganze Kopf empor, bog sich immer weiter über die Mauer und spähte nach der Richtung, in welcher der Radfahrer gefahren sein mußte.

Dieser hatte Muße genug, das reizende, frische Mädchengesicht zu betrachten.

Da ließ eine leichte Bewegung, die er unwillkürlich machte, die Ahnungslose den Kopf zu ihm herumwenden. Er sah, wie sie erschrocken zusammenzuckte. Im nächsten Augenblick war der Blondkopf von der Mauer verschwunden.

Nun schob er das Rad wieder etwas vor und rief, an ihren Gruß anknüpfend, mit heller, wohllautender Stimme hinüber:

„Soll es mir wirklich gereichen zum Heile,
Gönne mir, Schöne, doch noch eine Weile!“

„Nur ein Weilchen noch, Du holdes Mädchen;
Dann trolle ich weiter mit meinem Rädchen.“

Er glaubte etwas wie leises Gekicher hinter der Mauer zu vernehmen. Aber das Blondhaar tauchte nicht über derselben empor.

Er brachte seinen dritten Reim an:

„Nun, adieu denn, Du schönste, Du schlimmste der Feen!
Lebewohl auf baldiges Widersehn!
Denn morgen um diese Stunde,
Da mache ich wieder die Runde.“

Dann bestieg er wieder sein Stahlroß und unter hellem Glockengeklingel fuhr er, den Blick nur noch einmal rückwärts zur Höhe der Mauer schickend, die Straße dahin.

Tags darauf und noch an mehreren folgenden Tagen fuhr er thatsächlich auch um dieselbe Nachmittagsstunde an der Villa vorüber. Schon von der Ferne her hob sich sein Auge empor zum Rande der Gartenmauer. Aber er suchte immer vergebens nach dem blondlockigen Mädchenkopfe.

Einmal, da er, wie schon wiederholt, im langsamen Vorüberrollen durch das schöne eiserne Gitterthor, welches einen Blick auf das im Garten stehende Villengebäude gewährte, zu demselben hinüberspähte, war es ihm wohl, als hätte er an dem offenen Fenster eine schlanke Mädchengestalt erblickt. Er sprang auch sofort von dem Rade herunter und machte sich an demselben vor dem Gitterthore eine geraume Weile hindurch zu schaffen, indeß sein Auge immer verstohlen hinüberging zu dem Gebäude. Aber—war er bemerkt worden, oder hatte er sich getäuscht: es war an dem Fenster nichts zu gewahren.

Nach und nach verlor er die Hoffnung, das Mädchen wiederzusehen. Da — an einem Sonntag Vormittag, als er zu Fuß eine andere Straße des Villenviertels passirte, sah er die Gesuchte unvermuthet vor sich.

Sie ließen Beide, da sie sich so wider Erwarten einander gegenübersahen, einen Moment lang unwillkürlich den Schritt stocken — sie offenbar aus Bestürzung, er aus freudiger Ueberraschung.

Im nächsten Augenblick jedoch trat er, den Hut zum Gruße ziehend, auf sie zu.

„Fräulein, ich habe noch Dank zu sagen für den freundlichen Radfahrergruß.“

Sie stand ihm mit gluthübergossenem Gesichte gegenüber und vermochte keine Antwort zu geben.

Er fuhr fort: „Doch gestatten Fräulein, daß ich mich vorstelle...“

Da schien sie sich schon gefaßt zu haben. Ein heiteres Lächeln glitt über ihre Züge.

„O, ich weiß,“ fiel sie ihm in's Wort, „Herr Doktor Helling.“

Er sah sie mit verwunderten Augen an.

„Wie, Fräulein kennen mich?“

„Ihre Cousine Elsa und ich waren vor einigen Wochen bei einer gemeinsamen Freundin zu Besuche. Da sahen wir Sie, Herr Doktor von dem Fenster der Villa aus in Gesellschaft mehrerer Herren vorüberfahren.“

„Ach, ich erinnere mich, die Cousine erzählte mir davon. Na, Fräulein, da habe ich das Glück, ohnedies zu Ihren Bekannten zu zählen, und ich könnte mir wohl erlauben, Sie ein Stückchen zu begleiten. Da das Fräulein schon um meinen Namen wissen, dürfte ich wohl auch bitten...“

„Gewiß, Herr Doktor: Adele Müller.“

„Müller! Ein seltener Name!“

Sie lachte, daß sich ihm zwei Reihen der schönsten Perlenzähne zeigten.

„Uebrigens,“ fuhr er fort, „mir speziell ein sehr bekannter Name. Erst kürzlich hatte ich mit einem Manne dieses Namens einen harten Strauß auszufechten. Da Sie mich vorhin mit dem Doktortitel beehrten, Fräulein, werden Sie wohl auch wissen, daß ich mir denselben erst vor einigen Wochen erwarb. Im Kampfe darum hatte ich mit dem berühmten Rechtsgelehrten Professor Müller zu ringen. Kennen Fräulein Herrn Professor Müller? Vielleicht gar verwandt mit ihm?“

„Verwandt — mit Professor Müller!“ entgegnete das Fräulein, indem es angelegentlich mit dem Sonnenschirm zu thun hatte, dessen obere Verschlußfeder nicht recht zu halten schien, — „ei freilich bin ich's — namensverwandt.“

„Ach so!“ meinte er lächelnd. „Aber auch sonst sind Fräulein mit ihm verwandt. Dieselbe bezaubernde Liebenswürdigkeit! Fräulein dürfen sich nämlich nach meinen früheren Worten den Professor nicht als finsteren, bärbeißigen Mann vorstellen. Er ist wohl ein ernster gewissenhafter Examinator, aber sonst ein charmanter Herr. Trotz seines hohen Rufes als Gelehrter im gesellschaftlichen Verkehr so schlicht und bescheiden — ein wahrhaft großer Mann, der sich den Kleineren gegenüber klein gibt. Ich traf ihn erst vor Kurzem im Stadtpark. Er gesellte sich zu mir, als wäre ich seinesgleichen. Eine gute Stunde gingen wir plaudernd in dem Park herum. Ich war entzückt von dem Professor. Ein Urbild der Liebenswüdigkeit! Das scheint übrigens so in dem „Müller“ zu liegen. Denn dieselbe anmuthende...“

Aber plötzlich unterbrach er sich und hielt für einen Augenblick in sichtlicher Ueberraschung den Schritt an, indem er den Blick auf einen hochgewachsenen Mann richtete, der etwa fünfzig Schritte entfernt eben aus einem Tabaktrafik getreten war.

„Ach,“ rief er dann, „das ist doch der seltsamste Zufall! Lupus in fabula!“

Sie war seinem Blicke gefolgt. Für einen Moment stieg eine leichte Röthe in ihrem Gesichte auf. Dann aber zuckte ein schalkhaftes Lächeln darüber hin, und mit gut gespielter Verstellung fragte sie: „Wie meinen Sie? Doch nicht der Professor!“

„Jawohl, Fräulein, — dort — der Mann, der sich eben eine Cigarre anzündet und uns entgegenkommt. Er wird mich sicherlich ansprechen — ich weiß nicht, wie...“

Er stockte. Etwas wie Verlegenheit breitete sich über sein Gesicht. Sie lachte, und aus ihren Augen leuchtete wieder der Schalk.

„Ach. Sie meinen wohl: Sie wüßten nicht, wie sie mich, die sie nur so auf der Straße aufgelesen, dem Professor vorstellen sollten — umsomehr, da ich mit ihm den gleichen Namen führe? Wissen Sie was, Herr Doktor, ich bin Ihre Schwester.“

„Meine Schwester! Ach, ein köstlicher Gedanke! Und da muß ich wohl zu Ihnen „Du“ sagen, Fräulein.“

„Es ist ja nur, falls der Professor uns anspricht.“

„Und Sie sagen zu mir auch „Du“?“

„Selbstredend — einem Bruder!“

„Ach, köstlich! Adele, Du bist das herrlichste Mädchen!“

„Bitte, Herr Doktor, vergessen Sie nicht: das „Du“ erst für den vorausgesetzten Fall!“

„O, er redet mich sicher an. Sehen Sie, er hat mich schon bemerkt. Er winkt mir zu.“

Dieser rief schon aus einiger Entfernung: „Ach, Herr Doktor Helling! Was führt Sie da heraus — und in Begleitung...“

„Ich habe hier meinen Onkel besucht, Herr Professor,“ fiel ihm der junge Doktor ins Wort, — „den Architekten Bergmann, der vielleicht Herrn Professor dem Namen nach bekannt sein dürfte.“

„Gewiß! Und da haben Sie wohl auch...“

„Erlauben Sie, Herr Professor, daß ich Ihnen meine Schwester vorstelle.“

Der Professor wich betreten einen Schritt zurück. „Ihre — Ihre Schwester!“

Dann flog sein Blick zu dem jungen Mädchen, und während ein leichtes Lächeln seine Lippen kräuselte, fuhr er plötzlich lebhaft fort: „Ach, so hat mir der Himmel doch in meinen alten Tagen noch einen Sohn bescheert!“

Das schallende Gelächter, in welches die angebliche Schwester bei diesen Worten ausbrach, ließ den bestürzten jungen Mann das Auge von dem Professor auf das Mädchen richten. Mit einem Male begriff er. Der Name „Müller“, die Worte des Professors! — Fassungslos stand er da.

„Na, ich merke schon,“ begann er nun wieder, „der Tollkopf hat schon wieder einmal einen seiner Schalksstreiche ausgeführt. Sie haben sie wohl drüben bei Ihrem Oheim kennen gelernt, Herr Doktor? Und während Sie sie auf der Straße ritterlich begleiteten, hat der Unband von einem Mädchen Ihre Ahnungslosigkeit benutzt, um Ihnen mir gegenüber die Rolle eines Bruders aufzuhalsen?“

„Jawohl, Herr Prfessor,“ entgegnete er mit einem Seitenblick nach dem Mädchen. „Es sollte für das Fräulein Tochter eine Probe sein, ob ich Ihnen überhaupt auch als Sohn willkommen wäre.“

„Ach, Sie meinen...! Aber herzlich willkommen, lieber Helling! Herzlich willkommen!“

„Aber nun, liebe Kinder, wollen wir auch Kehrt machen, um der Mutter den unerwartet gefundenen Sohn zuzuführen.“

Und sie wandten den Schritt. Der junge Doktor bot dem Mädchen an seiner Seite den Arm.

„Bitte, liebe Schwester?“

„Dieser „Schwester“ schien mit einem Male all' der schalkhafte Uebermuth benommen. Anmuthige, holdselige Verwirrung lag auf ihrem dunkelerglühten Gesichte.

Duell zwischen Autor und Schauspieler.

In eine sonderbare Situation gerieth ein Bühnenautor, der sich Morgens mit dem Schauspieler zu schlagen hat, der Abends in seinem Stücke die Hauptrolle giebt. Eugen Farago, der Autor des in Budapest gespielten Schwankes „Eisenbahnunfall“, kam in diese unbequeme Lage, da er mit dem Schauspieler Koloman Rozsahegyi, dem beliebten Naturburschen des Ungarischen Theaters, wegen eines Wortwechsels einen Ehrenhandel auszufechten hatte. Das Duell fand Vormittags in einem Budapester Fechtsaale statt und Eugen Farago mußte sich bei demselben nur auf die Vertheidigung beschränken und achtgeben, daß er dem Schauspieler, mit welchem sein Stück steht oder fällt, nur ja kein Leid zufüge. Denn wenn Rozsahegyi verwundet worden wäre, hätte er bei dem „Eisenbahnunfall“ nicht mitwirken können und das Stück wäre nicht gegeben worden. Farago suchte also sein Glück in der Defensive und trachtete nur, mit einer möglichst leichten Wunde davonzukommen. Nach einigen Gängen erhielt er auch eine leichte Verletzung am Handgelenk, die zur Einstellung des Kampfes führte. Die Gegner reichten sich versöhnt die Hände und Rozsahegyi bemühte sich Abends durch doppelten Eifer im Spiele, den Autor für seine zarte Rücksichtnahme schadlos zu halten.

Gipfel der Zerstreutheit.

Professor (der von der Verlagsanstalt den Probeband eines von ihm verfaßten Werkes erhalten hat, sinnend): „Diesen Quatsch muß ich doch schon einmal gelesen haben!“

In der Sommerfrische.

Frau A. (auf der Farm): „Können Sie sich etwas Erhabeneres denken, als dieses feierliche Schweigen in der Natur, nur unterbrochen von den Glöcklein der Heerde?“

Frau B.: „Da haben Sie recht .... apropos, was bezahlen Sie jetzt in Ihrer Gegend für das Quart Milch?“

Eine ganz Schlaue.

Frau A.: „Schon wieder ein modernisirtes Kleid? Ist denn Ihr Gatte da nicht ungehalten, wenn Sie Ihre Schneiderin gar so viel beschäftigen?“

Frau B.: „Im Gegentheil. Ich habe ihn nämlich, unter uns gesagt, voriges Jahr veranlaßt, meiner Schneiderin 300 Mark zu leihen. Da sie aber, wie ich voraussah, keine Anstalten machte, das Geld zurückzuzahlen, so ist mein Männchen ganz damit einverstanden, daß ich sie ihre Schuld abarbeiten lasse!“

Im Zorn.

Rentier (zum Maler): „Bitte, malen Sie mir meine Frau — aber nicht geschmeichelt ... Sie soll 'mal sehen, wie sie ausschaut!“